

## **Lieber tot als hilfsbedürftig?**

### **Ein Plädoyer für den Hospizgedanken als Alternative zum assistierten Suizid**

Giovanni Maio

Ein Mensch tötet sich selbst, die Medien berichten geradezu euphorisch von einem Kampf für den eigenen Tod, gar von einem würdevollen Tod, und kaum jemand zeigt Bestürzung. Wie kann es sein, dass wir scheinbar verlernt haben, adäquat auf einen Suizid zu reagieren? Wie kann es sein, dass uns nicht mehr die Erschütterung überkommt, wenn wir hören, dass ein Mensch, der eigentlich noch weiterleben hätte können, zu der Auffassung kam, das Nicht-Sein sei der Existenz in unserer Gesellschaft vorzuziehen? Eine Gesellschaft, die den Suizid nicht mit Bestürzung auffasst, sondern ihn als eine nachvollziehbare Tat deklariert, läuft Gefahr, auch andere Menschen in den Tod zu schicken, weil auf diese Weise das Signal gesendet wird, dass unsere Gesellschaft den Suizid nachvollziehen könne, dass sie ihn gar für vernünftig halte. Eine solche Gesellschaft, die es für vernünftig hält, wenn man im Angesicht von Krankheit Hand an sich legt, ist gefährlich. Denn sie wird viele Menschen, die mit sich hadern und daran zweifeln, ob ihr Leben noch wertvoll ist und ob sie nicht etwa nur noch zur Last fallen, erst recht in die Verzweiflung treiben.

Vollkommen verkannt wird hier, dass sich hinter der breiten Zustimmung des assistierten Suizids nicht weniger verbirgt, als eine verdeckte Tendenz zur totalen Abwertung verzichtvollen Lebens, eine Tendenz zur Geringschätzung allen behinderten Lebens, eine Tendenz zur vermeintlich freiwilligen Abschaffung allen gebrechlichen Lebens. So wie das nicht gesunde Leben schon an seinem Anfang einfach aussortiert werden darf, so wird auch später das Leben in Krankheit nicht als ein Leben betrachtet, das besonderer Zuwendung bedarf, sondern immer mehr als ein Leben, das eigentlich doch gar nicht sein müsse, wenn man nur der „Autonomie“ des Patienten mehr Raum geben würde. Die Autonomie gebiete es nach dieser Diktion, dass jeder Mensch sagen dürfe, dass er – um anderen nicht zur Last zu fallen – lieber sterben wolle. Dahinter steckt eine verdeckte Ideologie der Unabhängigkeit. Verbrämt hinter einer Autonomie-Diskussion findet eine Sichtweise auf den Menschen Verbreitung, nach der allein der unabhängige und sich selbst

versorgende Mensch ein wertvolles und sinnvolles Leben führen kann. Ab dem Moment, da der einzelne gebrechlicher und angewiesener auf andere wird, wird dieses Leben automatisch zum Unleben.

Kaum jemand möchte wahrnehmen, dass diese Fiktion eines Lebens in totaler Unabhängigkeit bis zuletzt nichts anderes ist, als der Größenwahn einer modernen Gesellschaft, die nur Freiheit und Leistungsfähigkeit als einzige Werte gelten lässt. Vollkommen verkannt wird hierbei, dass der Mensch von Anfang an und durch seine ganze Existenz hindurch ein angewiesenes Wesen ist. Die Angewiesenheit ist eine Grundsignatur seiner Existenz. Die moderne Tendenz, die Angewiesenheit auf die Hilfe Dritter als Ende der Autonomie zu deuten, kann nur als Ausdruck einer Verdrängung der *conditio humana* betrachtet werden, hinter der nichts anderes steckt als die Angst, die Angst vor Entmächtigung, die Angst vor dem Kontrollverlust, die Angst vor dem Loslassen. Unsere Gesellschaft möchte diese Angst nicht wahrhaben und deutet sie um in einen Pathos der Freiheit. Dabei übersieht sie aber, dass echte Freiheit doch eher darin besteht, die Wesensmerkmale des Menschseins zunächst anzunehmen und zu realisieren, dass man auch angesichts der eigenen Hinfälligkeit man selbst bleiben kann, indem man lernt, loszulassen, loszulassen von der Fiktion des durchgängig selbst bestimmten Lebens. Fast ein jeder von uns wird früher oder später loslassen und sich in die Hand anderer Menschen begeben müssen, weil das Sterben ohne dieses Loslassen nicht geht. Daher ist die kategorische Ablehnung dieses Angewiesenenverhältnisses nicht weniger als ein Ausdruck von Verdrängung und Leugnung.

Gerade die Erfahrungen der Hospizbegleiter und der Palliativmedizin machen immer wieder deutlich, dass der Wunsch zu sterben angesichts einer schweren Krankheit meist als eine Art Durchgangsstadium zu betrachten ist, als eine erste Resignation, als eine Bestürzung ob der verloren gegangenen Perspektiven. Wenn wir diesen Menschen einfach nur den Weg zum assistierten Suizid bahnen, übersehen wir, dass dieses Durchgangsstadium auch überwunden und bewältigt werden kann, und zwar durch eine Kultur der Angewiesenheit, durch eine Kultur des Beistands, durch eine Kultur der Sorge. Zentrale gesellschaftliche Aufgabe muss es sein, den Menschen, die angesichts einer Erkrankung zunächst verzweifelt sind, etwas zurückzugeben, was heute in der Autonomiediskussion vollkommen vernachlässigt wird: und das ist die Zuversicht, der Trost, das Aufzeigen neuer Perspektiven, und seien sie noch so

klein. Solange ein Leben existiert, ist dieses Leben wie ein Licht; man muss nur die Augen öffnen für dieses Licht, das immer noch leuchtet. Gerade der Hospizdienst und die Palliativmedizin stehen geradezu symbolisch für diesen Trost und für die Hochschätzung des Lichts, das solange Leben existiert, immer ein Licht der Freude sein kann. Sie stehen für Linderung von Schmerzen, Beistand und für das Nicht-alleingelassen-sein. Daher wäre es zu begrüßen, wenn die Öffentlichkeit und die Politik auf die Selbstmorde von Prominenten nicht mit dem Ruf nach einer Liberalisierung des assistierten Suizids reagieren, sondern sich auf den Kern des Problems besinnen: und das ist die fehlende Zuversicht vieler kranker und gebrechlicher Menschen in unserer Gesellschaft, die nicht sicher sind, ob sie wirklich bei uns erwünscht sind. Je mehr die Politik Signale der Unterstützung des assistierten Suizids sendet, desto mehr entfernt sie sich von der eigentlichen Aufgabe einer humanen Gesellschaft, die nur darin liegen kann, Trost und Zuversicht zu spenden und dies erst recht und gerade bei sterbenden Patienten. Der Hospizdienst und die Palliativmedizin stehen für ein Leben bis zuletzt und für diesen Trost: ihnen gilt die Zukunft, nicht der institutionalisierten Beihilfe zum Suizid.

Prof. Dr. med. Giovanni Maio, M.A. (phil.)  
Lehrstuhl für Medizinethik  
Institut für Ethik und Geschichte der Medizin  
Albert-Ludwigs-Universität Freiburg  
Stefan-Meier-Strasse 26  
79104 Freiburg i.Br.  
[maio@ethik.uni-freiburg.de](mailto:maio@ethik.uni-freiburg.de)